

Uwe Stöss

**Jeder Schmied
hat auch mal**

Glück

Eulenspiegel Verlag

Inhalt

Das Konzert	7
Der Bob-Dylan-Platz	15
Zigeunerschnitzel	23
Wauwau gucken	31
Der hoffnungsvolle Vater	35
So schöne Blumen	45
Schmaler Treppenhaus-Talk	54
Der Rahnert	61
Stachelbeeren	66
Der Hansi	80
Mini-Job	86
Das Geschenk	95
Schiller und der Räuber	101
Sehr Frieden	105
Die inneren Werte	108
Pädagogisch wertvoll	114
Lühlei ohne Losinen	119
Kranz zu verschenken	124
50Plus	132
Hackepeterbrötchen	139
Von Dänen nicht	145
Künstler unter sich	150

Das Konzert

»Ich habe Karten fürs Konzert«, sagte meine Frau.

»Lass mich raten. Neil Young, die Stones, Grönemeyer ...«

»Nein«, sagte sie, »das Gewandhausorchester spielt Mendelssohn, Schubert und Mahler.«

»Wen?«

»Mendelssohn, Schubert und Mahler.«

»Singen die?«

»Das sind klassische Komponisten.«

»Wann denn?«

»Am Sonntag.«

»Diesen Sonntag? Der ist ja morgen. Wie lange soll das gehen?«

»Zwei, drei Stunden.«

»Ach, so lange.«

»Warum bist du plötzlich so kleinlaut?«, fragte sie.

Mir hat's die Sprache verschlagen, so plötzlich, schon am Sonntag, also morgen.

»Achtzehn Uhr auf dem Johannfriedhof.«

»Auf dem Friedhof?«

»Auf dem Friedhof.«

Ich fragte, was wäre, wenn es regnen würde, doch sie sagte, das Orchester sei überdacht.

»Da bin ich aber beruhigt«, sagte ich.

»Wenn es in Strömen gießt«, räumte sie ein, »dann gehen wir nicht.«

Ich sah sofort nach draußen, kein Regen, Bombenwet-

ter, über der ganzen Welt ein einziges Hochdruckgebiet. Abends lachte der Wettermann in die Kamera, als er einen heißen und durchweg sonnigen Sonntag verkündete.

Eigentlich wollte ich meine Frau ja ins Kino einladen, *Stirb langsam 4.1*, da gäbe es auch Musik, sogar gepolsterte Stühle unter einem garantierten Dach, und vorneweg die Hübsche mit der Eistasche.

»Kein T-Shirt, keine Jeans«, sagte sie, als ich kurz nach vier hilflos vorm Kleiderschrank stand, denn bei uns bin ich derjenige, der nichts zum Anziehen hat.

»Dann muss ich hierblieben. Oder draußen warten«, sagte ich.

Prompt legte sie mir die dunkle Hose hin und das weiße Hemd. Die Hose sei zu eng, und das Hemd hätte mir schon drei Halswirbel durchgescheuert, irgendwann seien Halswirbel aufgebraucht.

Das Hemd und die Hose waren mein klassisches Outfit für Hochzeiten, Beerdigungen, Theaterbesuche und jetzt auch für Friedhofskonzerte.

»Zieh an«, sagte sie, »von wegen eng.«

Von dem Hemd konnte ich sie gerade so noch abbringen und auf ein weißes T-Shirt umlenken. Ich sagte, bei dem Wetter! Und mein Hals kann sich noch sehen lassen! Wie ich das meinen würde, fragte sie. Nur so, sagte ich.

Eine halbe Stunde später schlenderten wir durch den Eingang des Grassi-Museums. Auf dem Innenhof hatten sie eine Bude aufgebaut, links und rechts in einem

Spalier runde Tische, an denen sich bereits ein paar Konzertgänger versammelt hatten. Die Frauen im reiferen Konzertalter in Feuerwehrrot, Pink oder Orange. Eine Dame, grellgelb gewandet, relativ konturlos, hätte man glatt für eine Gasexplosion halten können und ihren Begleiter, der das rechte Bein nachzog, für den einzigen Überlebenden.

Die Mädels, zumeist aus den Siebzigern, brachten nunmehr das Doppelte auf die Waage, hatten aber immer noch dasselbe an. Immer neue Paare trafen ein. Damen küssten an den Ohren anderer Damen links und rechts in die Luft. Ich hörte, wie die eine der anderen ins Ohr hauchte, der Hut, Gnädigste, wirft noch mehr Schatten in ihr Gesicht, und wie die andere der einen ins Ohr flüsterte, ob es denn nichts für den ganzen Kopf gegeben hätte, plötzlich aber ein Lachen, so herzlich wie trockener Husten, Falten und Hut gerichtet, genug begrüßt.

»Guck mal hinter uns«, flüsterte meine Frau, »aber nicht direkt hingucken.«

Ich guckte hinter mich, aber direkt hin. Eine Dame mit einem Umhang wie schwarzes, gesträubtes Gefieder guckte unter einer Frisbee-Scheibe mit Bienennetz hervor und tat, als horche sie gebannt auf den zu lauten Monolog ihres Gegenübers. Das Gegenüber, auch eine Dame, war winzig und unter der Kopfbedeckung, die einem zerstörten Vogelnest ähnelte, kaum zu sehen, dafür ununterbrochen zu hören. Die waren es aber nicht, die meine Frau meinte. Genau zwischen diesen

beiden, ungefähr zwanzig Meter weiter hinten, sah ich, weil schlecht zu übersehen, zunächst ein höchstens einen Meter fünfzig hohes, aber sehr breites Schachbrett. Erst als sich das schwarz-weiße Ensemble auf unseren Tisch zu bewegte, erkannte ich, dass mich mein entfernter Eindruck keineswegs getäuscht hatte. Ein wandelndes Schachspiel in 3D. Die schwarzen und weißen Felder, ungefähr 15 x 15, wurden von den Hügeln und Tälern, die reichlich über der Dame verteilt waren, so verzerrt, zusammengeschoben und auseinandergezogen, als liefe sie ständig an einem dieser ulkigen Jahrmarktsspiegel vorbei.

»Ein Schachbrett für Blinde und von allen Seiten bespielbar«, sagte ich.

Der große schwarze Vogel mit der Frisbee-Scheibe flatterte dem Schachbrett quiekend entgegen. Meine Liebe, hörte ich, und meine Liebe und schön, und Pamela und gut siehst du aus, und Cordula, so hieß der schwarze Vogel mit dem kaputten Nest, sagte, Pamela, das Kleid steht dir, und alle wussten, es war gelogen, und die Cordula strich sich übers Gefieder, holte Luft und krächte, dass sie genau solch ein Kleid letzts in der Hand gehalten habe, dieses Jahr jedoch Einfarbigkeit en vogue sei, worauf Pamela sagte, dass dieser langweilige Trend mehr die Businessbekleidung betreffe. Hinter den beiden Frauen lungerte ein extrem langer Herr, von dem ich erst dachte, er sei der Johann vom Vogel und warte auf Befehle, aber nachher schickte er sich an, Pamelas Hüften zu umfassen.

»Ihr Mann«, sagte ich.

»Der ist ja riesig«, sagte meine Frau.

»Bei den Hüften, da geht nicht jeder«, sagte ich, »und solltest du, falls du auch breiter wirst, jemals beschließen, solch ein Kleid überzuziehen, fahre ich drei Straßenbahnen später.«

»Eher geht auch«, sagte sie.

»Egal, Hauptsache, uns sieht niemand zusammen.«

Der Himmel war blau geblieben, wir spazierten in den Durchgang, der den Museumshof mit dem alten Friedhof verbindet.

Vor dem Orchesterzelt standen Reihen hässlicher Plastikstühle. Ich sagte, dass es beim Zahnarzt gemütlicher sei.

Wir setzten uns, und während wir das Eintreffen der Musiker beguckten, kamen Cordula, der schwarze Vogel und das Schachspiel. Hatte ich sie eben noch von Weitem gesehen, standen sie plötzlich eine Reihe vor uns, besser, genau vor mir, wo aber nur noch ein Stuhl frei war. Ich sagte mir, setzen die sich alle beide drauf, gebe ich einen aus.

Am Ende setzte sich Pamela genau vor mich, auf eben diesen freien Platz. Sofort drehte sie sich um, wobei ich die Nähte des Kleides aufstöhnen hörte, sah durch mich hindurch und rief: »Cordula, hinter dem Herrn ist noch ein Stuhl!«

Tatsächlich war hinter mir noch einer frei. Die Cordula saß mir im Rücken, rief nach der Pamela, die sich daraufhin umdrehte – dass ich dazwischen war, störte die

beiden nicht – und jauchzte: »Ach Gott, Mahler, meine Liebe, ist eine Offenbarung.«

»Klempner auch«, rutschte es mir raus, ohne dass ich das wollte. Weil ich nun mal Klempner bin. Und vorgestern musste ich in einem Altenheim eine Toilette durchstoßen, irgendeiner Hulda war ihr Gebiss reingefallen, und sie wollte es wiederhaben. Als sie mich zum achten Mal fragte, wie lange ich denn noch brauchen würde, sie müsse zum Frühstück, sagte ich, sie solle aus einer Tasse trinken, wie alle anderen auch, und nicht aus der Kloschüssel, oder, wenn doch, dann vorher das Gebiss rausnehmen. Und weil ich dann zu meinem Chef musste wegen der Umgangsformen gegenüber Kunden, weil mir das immer noch quer im Magen lag, weil Klempner gut zum Mahler passte und weil mich die beiden vor und hinter mir nervten, war es mir rausgerutscht. Ich dachte, sie hätten das gar nicht mitbekommen, aber dem war nicht so.

»Klempner?«, fragte Pamela und musterte mich, schob ihr Gesicht an mich heran, das Schachfeld, zum Zerreißen gespannt, knirschte gefährlich in den Nähten. Muss guter Stoff sein, dachte ich, einen Fetzen von KiK hätte es längst gesprengt. Ihr Gesicht war so nah, dass ich ihre Nasenhaare zählen konnte, und dann fragte sie noch mal: »Klempner?«

»Spätbarock«, sagte ich ganz trocken, von nichts eine Ahnung, und meine Frau stieß mir in die Seite, weil sie weiß, dass ich von nichts eine Ahnung habe. Plötzlich tauchte Cordulas Kopf neben mir auf, das Bienennetz

erzeugte einen scharfen Windzug an meiner linken Schläfe, die hätte mich mit ihrem Hals glattweg erdrosseln können. Ich blickte ängstlich zur Seite, als auch sie fragte: »Klempner?«

»Spätbarock«, wiederholte ich und hoffte, sie würden es dabei belassen.

»Wann soll denn das gewesen sein?«, hakte Pamela nach und guckte neben mir Cordula an.

»Ziemlich spät im Barock«, sagte ich.

»Ich weiß, wann Barock spät und wann er früh gewesen ist. Ich kenne keinen Klempner, weder früh noch spät noch überhaupt im Barock.«

Cordula schob ihren Hals, was ich für unmöglich hielt, noch ein paar Zentimeter vor, drehte ihren Kopf und sah mich fast frontal an. Das tat schon beim Hingucken weh. Sie nahm das Netz hoch und sagte, Gustav Mahler sei ein Vertreter der Spätromantik, künstlerisch an der Schwelle zur Moderne, falls ich meinen Klempner in Bezug setzen wolle, ginge das wohl kaum. Dem würde ich uneingeschränkt zustimmen, stimmte Pamela zu. Sie starrten mich alle beide an, und jetzt wusste ich auch, wie Hänsel und Gretel sich gefühlt haben müssen, und die hatten es mit nur einer Hexe zu tun.

Meine Frau wusste nicht mehr, wohin sie gucken sollte, weil links und rechts noch drei oder vier andere Musikexperten über ihren Stuhllehnen hingen und mich ins Visier genommen hatten. Cordula verharrte in der ungesunden Halsstellung und fragte, wie denn der Herr Klempner mit Vornamen hieße.

Wir hatten jetzt die Aufmerksamkeit der gesamten vorderen und der halben hinteren Stuhlreihe. Mir wurde noch heißer, als es sowieso schon war, das Wasser lief mir den Rücken hinunter.

»Den Vornamen«, drängte sie.

Es gibt Millionen von Vornamen, jetzt fiel mir keiner ein. Paul, Gottfried, Hannes, Joachim, aber Joachim hieß niemand, der Barockmusik machte, Paul klang eher nach Spätproletariat, Kevin war völlig fehl am Platz, die erzeugen nur noch Störgeräusche. Gottfried, Siegfried, Friedbert, Friedemann ... Friedemann heißt unser Gartennachbar. »Friedemann«, sagte ich, aber ich hatte mich durch mein langes Zögern noch verdächtiger gemacht. Musikgeschichte muss wie aus der Pistole geschossen kommen.

»Friedemann Klempner?«, fragten Pamela und Cordula im Duett.

Meine Frau machte komische Geräusche. Was sollte ich denn tun? Ich käme hier nicht weg, ohne Aufsehen zu erregen, könnte auch nicht dasitzen und das Thema wechseln, vielleicht die Pamela fragen, ob es ihr Kleid auch in Mühle gäbe. Ich sah zum Himmel hinauf, atmete aus und sagte: »Der Sohn vom alten Klempner. Ich meine den Sohn, den, der er auch die Spülung erfunden hat.«

»Die Spülung!?!«, riefen sie wieder im Duett.

»Der Sohn vom Friedemann«, sagte ich, »der Hermann, der hat die Wasserspülung erfunden, und als er so zur Probe spülte, da ging ihm ein Takt ein, ein Rhythmus, ein sinnliches Rauschen, welches er niederschrieb

und seinem Vater zeigte, der wiederum nicht wenig Potential darin erkannte.«

»Die Wassermusik?«, fragte Cordula. »Das war Händel, Georg Friedrich, womit wir tatsächlich beim Spätbarock wären.«

»Bitte schön«, sagte ich, »sag ich doch, Spätbarock.« Die vordere Reihe nickte, Cordula senkte den Bienenschutz, und ich dachte, geschafft.

Mein Großvater hat immer gesagt, einfach so lange quatschen, bis die gestellte Frage wie die Antwort klingt. Ich lehnte mich zurück und holte tief Luft.

Als das Orchester eine Pause machte, drehte sich die Pamela noch mal zu mir, lächelte und sagte, mich würde es nicht wundern, wenn sie der Klempner sind.

Der Bob-Dylan-Platz

Ich beginne sehr zeitig, die Fußwege zu kehren. Der dicke Mann mit dem kleinen, braunen Hund kommt um diese Zeit vorbei, meist bin ich dann schon an der Ecke, am Dönerstand vom Mustafa. Der verkauft auch echte Thüringer Bratwürste.

Ich setze mich auf den Papierkorb und mache Frühstück, keine Thüringer, die sind nicht echt, dafür aber teuer, Mutter hat mir Brote gemacht. Der dicke Mann kommt. Punkt acht. Sein Hund tippelt vorbei. Der dicke Mann bleibt stehen, guckt mich an und sagt, es is wie es is.

»Wie isses denn?«, frage ich. Er antwortet nicht, geht weiter. Erst als er über die Straße ist, ruft er, ich solle mal drüber nachdenken.

Ich schiebe meinen Reinigungswagen weiter über die Freiheitsstraße, die nicht in die Freiheit führt, die kommt auch nicht von ihr. Sie ist gefangen zwischen den Häusern, albern – Freiheitsstraße. An der Tür vom Jobcenter hängt ein Schild: Hunde müssen draußen bleiben. Ich muss da auch nicht rein, denke ich und mache mich über das Rondell her, das davorsteht, beginne drumrum zu kehren, im Uhrzeigersinn. Weil es so steht. Also den Besen ziehen. Stünde es gegen den Uhrzeigersinn, müsste man den Besen schieben, sagte mein Vater, selbst lange Zeit Straßenkehrer gewesen. Das Rondell ist älter, das stirbt auch nicht. Vater hatte mir geraten, sollte ich mich dazu entschließen, Straßenkehrer zu werden, stets genau zu gucken, in welche Richtung ein Rondell gebaut sei. Ich sagte, Vater, es ist ein Rondell. Du wirst deiner Mutter immer ähnlicher, sagte er und hätte mich fast mit weggekehrt. Mein Bruder hat von Anfang an nicht auf meinen Vater gehört, dafür ist er jetzt Chefarzt in der Charité. Er ging damals aus dem Haus, um zu studieren, als Vater gerade vor unserer Tür kehrte und sagte, ich habe alles versucht, Sohn, schade drum.

Hinter dem Rondell, links vom Büro der SPD, öffnet sich eine freie Fläche, seit Monaten abgesperrt. Dort soll der Bob-Dylan-Platz entstehen, mit Bob-Dylan-Denkmal und Bänken und Ziergewächsen. Die SPD

fordert einen Rosa-Luxemburg-Platz, die Linken auch, mit viel Rosa-Luxemburg, die Grünen mit viel Ziergewächsen, die AfD plädiert für eine Goebbels-Büste, aber aus Holz, wegen der Grünen, die sind seit letzte Woche Koalitionspartner. Die FDP möchte ein Mahnmal für unfähige Kleinunternehmer, die in ihrem Kleinunternehmen umgekommen sind, und Asphalt, damit die gedenkenden Besucher nicht erst aus dem Auto steigen müssen. Doch der Beauftragte der Stadt für Denk-, Mahn- und Grabmale, der gerade, so in einem Interview, ein Sachbuch über immer dieselben Plätze verfasst, legt schon in dessen Prolog dar, dass es mittlerweile beinahe so viele Rosa-Luxemburg-Plätze gebe, wie seine Frau Falten hat, und eigentlich hätte diese Luxemburg gar nicht singen können, schon gar nicht wie Bob Dylan, die hätte auch keinen Nobelpreis gekriegt, wie Bob Dylan, sie könne ja nicht mal Gitarre spielen, wie Bob Dylan. Außerdem sei die Bob-Dylan-Skulptur fast angefertigt.

Als man den bronzenen Bob Dylan so zur Probe aufrichtete, kehrte ich gerade. Plötzlich gab es Tumult, die Genossen keiften, die Kameraden schüttelten die Köpfe, der Stadtrat ging sich geschlossen an den Kragen, der Bürgermeister trampelte auf seinem Hut herum, der Beauftragte raufte sich die verbliebenen Haare. Ich erfuhr nachher von einem Postboten, man habe parteiübergreifend erkannt, die Figur des Bob Dylan wäre viel zu stattlich geraten, insofern hätte man ja gleich Peter Maffay nehmen können. Zwei Stunden später,

ich kehrte retour, kippte man den Riesen-Bob Dylan wieder um.

Das Denkmal liegt jetzt längs der Büsche. Generaloberst a. D. von Sonnewitz, der immer draußen vorm Altenheim steht, wenn ich dran vorbei kehre, sagt, die sollen das nutzlose Denkmal einschmelzen, wir brauchen Munition, wenn der Pole wieder einen Krieg anzettelt.

Der Beauftragte für Bob-Dylan-Plätze, der sich neben dem Beauftragten für Denk-, Mahn- und Grabmale nach dem Dilemma zu Wort meldete, konstatierte: Man könne doch, um Gottes, der Nachhaltigkeit und der bereits investierten Steuergelder willen, das Bob-Dylan-Denkmal, wo es nun da sei, zu einem Gaddafi-Denkmal umgestalten. Nach eingehender Prüfung verschiedener Experten sei man sich einig geworden, dass der Gaddafi dem Bob Dylan am ähnlichsten sehe, darüber hinaus verfüge er über eine wesentlich stattlichere Skulptur-Figur, und ja, der Gaddafi könne auch nicht singen, er sei aber mindestens genauso bekannt.

Es hatten sich auch gleich ehemalige Mitarbeiter von Imhausen-Chemie gemeldet und ebenfalls für ein Gaddafi-Denkmal plädiert. Schließlich habe man in den Achtzigern in Lybien eine Giftgas-Fabrik errichtet, sich sehr wohlgefühlt in den noblen Hotels und bei Stadtrundfahrten dem Gaddafi, der deutsche Wertarbeit noch schätzte, persönlich die Hand geschüttelt. Auch und gerade deswegen könne man reinen Gewissens einem großen Wertschätzer deutscher Wertarbeit auch einmal ein großes Denkmal setzen.

Hierauf reagierte, ohne die landesüblichen Umschweife, der Vorstandsvorsitzende der Anti-Giftgas-Union entschieden und beauftragte umgehend eine Firma, seine Frau aus Protest und spontan und nackt in Ketten zu legen und an das umgelegte Denkmal zu schweißen. Natürlich, so in einem Beitrag im Abendjournal, hätte er sich gern persönlich angekettet, aber aufgrund einer Blasenschwäche könne er keinesfalls tagelang im Freien zubringen, noch dazu, wo der Wetterbericht für den Bob-Dylan-Platz massive Niederschläge voraussage. Der Finanzbeauftragte für mittelgroße Plätze, auf denen neue Denkmale entstehen sollen, explizierte in einem Podcast mit Daniela Katzenberger, dass man ein Team nach Libyen entsendet, um nachzuforschen, ob der Gaddafi wirklich einverstanden gewesen war, in seinem Land eine Giftgas-Fabrik zu errichten, oder ob er gar nichts davon gewusst hatte, würde doch nicht nur die heimische Presse so manche Tatsache verfälschen.

Der Vorstandsvorsitzende der Anti-Giftgas-Union reagierte sofort und erwiderte im Morgenmagazin, dass er seine Frau wohl kaum umsonst an das Denkmal habe schweißen lassen. Eher würde der Bob Dylan noch wachsen, als dass der Gaddafi von einer Giftgas-Fabrik nichts gewusst habe.

Für mich gibt es jede Menge zu kehren. Eine Demonstration nach der anderen. Die Frau Dr. Fink, unsere städtische Amselpärchen-Beauftragte, rief obendrein eine Pro-Amsel-Demonstration ins Leben, läge doch

das Denkmal vor dem Gebüsch, in dem das städtische Amselpärchen brüte.

Vorerst tut sich nichts mehr. Nur die Frau vom Anti-Giftgas-Unionsvorsitzenden hängt noch immer am Denkmal und schreit. Ich muss um die drumrum kehren, dafür hat mir mein Kumpel seine Ohrschützer geborgt. Es kommt auch niemand mehr vorbei, der sie schreien hören müsste. Der Stadtrat widmet sich längst neuen Aufgaben, möchte ab nächsten Monat neben den anderen Mülltonnen auch rote aufstellen, für die Parteienwerbung der SPD, die könne man wieder entnehmen und das nächste Mal neu verschicken, was weiß denn der SPD-Wähler schon, eine Idee der Grünen, die das seit Jahren so handhaben.

Als ich vorm Altenheim den Rinnstein kehre, steht da wie immer der Generaloberst a. D. von Sonnewitz. Wir haben ein Ritual. Habe ich ins Leben gerufen, um den alten Mann etwas aufzuheitern. Dazu gehe ich ein paar Meter im Stehschritt, schlage die Hacken zusammen, präsentiere den Besen und rufe, ich wünsche Ihnen, Herr Generaloberst, einen angriffslustigen Tag! Der Alte verzieht keine Miene, nimmt die Hand an seine Pudelmütze und ruft: rühren!

Heute ohne Stahlhelm, Herr Generaloberst, frage ich, denn sonst trägt er immer einen.

Wird frisch gestrichen, sagt er. Waren Sie an der Ostfront, Soldat?

Ich bin immer noch an der Ostfront, melde ich.

Er fragt, ob noch Panzer gebraucht werden. Ich melde

Eulenspiegel Verlag –
eine Marke der Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH

ISBN 978-3-359-03070-6

© 2024 Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH, Berlin

Alle Rechte der Verbreitung vorbehalten.

Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet,
dieses Werk oder Teile daraus auf fotomechanischem Weg zu verviel-
fältigen oder in Datenbanken aufzunehmen.

Umschlaggestaltung: Verlag, unter Verwendung eines Motivs von
Mario Lars

Printed in EU

www.eulenspiegel.com